

Lea Ypi, hielt diese Rede am 15.5.25 auf dem Judenplatz in Wien. Sie ist Professorin für Politische Theorie an der London School of Economics

Quelle: ARCHIPEL Monats-Zeitung des Europäischen BürgerInnen Forums, Nr. 349 (Schweiz, www.forumcivique.org)

MIGRATION

Rede an Europa

Mein Name ist Lea Ypi. Ich werde oft vorgestellt als Philosophin, Schriftstellerin, als albanische Staatsbürgerin, als eingebürgerte Britin. Wenn ich mit Frauen spreche, werde ich als Frau, manchmal als berufstätige Frau, vorgestellt. Wenn ich mit Müttern spreche, werde ich als Mutter vorgestellt. Manchmal werde ich als Albanerin aus einer muslimischen Familie vorgestellt, und manchmal als etwas gänzlich anderes als Muslimin, auch wenn der Anfangsbuchstabe «M» erhalten bleibt: als Marxistin. Oder: als Migrantin.

Aber ich würde gerne woanders beginnen. Nicht damit, was ich bin oder was andere mir zuschreiben, sondern damit, was ich gerne wäre. Und wie der Zufall es will, ist das, was ich sein möchte, auch das, was ich mir für Europa wünsche. [...]

Eines der bekanntesten Stücke des Schriftstellers Gotthold Ephraim Lessing, »Nathan der Weise«, spricht einige der Themen an, die ich in meiner heutigen Rede an Europa behandeln werde: Identität und Vertreibung, Kultur und Konflikt, Migration und Kosmopolitismus. Das Stück spielt in Jerusalem während eines Kreuzzuges und seine Hauptfigur, Nathan der Weise, ist ein Jude, der unter muslimischer Herrschaft lebt und ein verwaistes christliches Mädchen wie sein eigenes Kind aufzieht. Seine eigene Familie, seine Frau und seine sieben Söhne wurden von Christen ermordet. Sein Haus wurde in seiner Abwesenheit niedergebrannt. Und dennoch hegt Nathan keine Ressentiments gegenüber Christen oder Muslimen. Er verweigert es, durch seine Identität definiert zu werden und beharrt darauf: «Es genügt, ein Mensch zu heissen».

Eines Tages wird Nathan vom Sultan vorgeladen, der ihn dazu befragt, welche der drei grossen monotheistischen Religionen – Christentum, Judentum oder Islam – die beste sei. Er erklärt geduldig, dass die rechte Antwort darauf nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft zu suchen sei. Dies könne nicht auf konservative Weise mit Rückgriff auf Tradition, bestehende Werte und Überlieferung entschieden werden, so Nathan.

Für jeden Menschen, dem man beigebracht hat, die eigene Tradition zu ehren und den Feind auf eine bestimmte Art und Weise zu betrachten, wird die jeweils eigene Geschichte überlegen wirken, von aussen betrachtet jedoch gänzlich anders erscheinen. Die Wahrheit aller Kultur, sofern man überhaupt von Wahrheit sprechen kann, lässt sich, so Lessing, nur ausmachen, wenn man den Blick erweitert und ihn nach vorne richtet: über eine beständige Prüfung, welche Kultur die Tugenden der Menschlichkeit an den Tag legt; Vorurteile abbaut; die in ihren Gründungstexten verheissene Liebe zeigt; die Toleranz bei künftigen Generationen fördert. Tatsächlich verweigert es Nathan über das gesamte Stück hinweg, in eine Schublade gesteckt zu werden. «Wir müssen, wir müssen Freunde sein», antwortet er einem Tempelherrn, der ihn zu seiner Identität befragt. «Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Sind wir unser Volk? Was heisst denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?», fragt er.

Identität als Migrant·in

Es gibt nur eine Stelle im Stück, an der Nathan der Weise die Fassung zu verlieren scheint. Dies geschieht in den ersten Zeilen, als er von seinen Wanderungen zurückkehrt, und eine Frau, die ihn grüsst, ausruft: «Dass ihr doch endlich einmal wiederkommt!». Und Nathan rügt sie: «Ja», scherzt er, «Doch warum endlich? [...] Hab ich denn eher wiederkommen wollen? Und wiederkommen können?». Er sei «den Weg, bald rechts, bald links zu nehmen [...] genötigt worden».

Wie Sie hier sehen können, gibt es eine Kategorisierung, eine Identität, die Nathan der Weise nur schwerlich zurückweisen kann. Und das ist seine Identität als Migrant, genauer gesagt als Migrant, der keine andere Wahl hatte als zu wandern, denn vertrieben zu werden ist wohl kaum ein Akt des freien Willens.

Ein·e Migrant·in ist sowohl ein·e Weltbürger·in als auch weltenlos. Ein·e Migrant·in ist sowohl weltoffen als auch von der Welt entfremdet. Ein·e Migrant·in muss dazu bereit sein, alles in sich aufzunehmen, was ihm oder ihr fremd erscheint, vertraute Verhaltensweisen zu verlernen und sich neue anzueignen. Doch ein·e Migrant·in muss auch mit der dauernden Angst leben, vielleicht nie ganz dazugehören zu können. Für eine·n Migrant·in ist Zugehörigkeit ein Bestreben, etwas, das für Lessing den Geist des aufklärerischen Kosmopolitismus einfängt.

Dennoch: Nathan ist ein guter Migrant. Erstens, weil er die Gesetze der Länder, die er besucht, achtet. Zweitens, weil er wohlhabend ist. Und drittens, weil er nicht versucht, sich anderswo niederzulassen und schlussendlich, wenn auch nach langer Zeit, wieder nachhause zurückkehrt.

Heute Abend möchte ich mit Ihnen nicht nur über die guten Migrant·innen sprechen, sondern auch über die vielen schlechten, die mir begegnet sind. Ich möchte mit Ihnen im Geiste Lessings darüber sprechen, wie sinnlos es ist, Kategorien von Gut und Böse anzuwenden, wenn es um Migration geht; und darüber, wie gefährlich es ist, es doch zu tun, weil wir uns dann in einer Situation wiederfinden können, die die Zukunft aufkündigt und uns in vergangene Zeiten zurückwirft. [...]

Als ich in den 1990er Jahren in Albanien aufwuchs, war der Vater einer meiner besten Freunde ein Schlepper. Wir nannten ihn «Ben der Lahme». Ben der Lahme war nicht immer Schlepper gewesen. Vor dem Übergang des Landes vom Kommunismus zum Liberalismus arbeitete er im Schichtdienst in der Werft, wo er Fischernetze fertigte und Boote neu lackierte.

Ben war sehr klein und bleich und humpelte. Er hatte sich den Beruf des Schleppers nicht ausgesucht – die Privatisierungsreformen, die mit dem Aufkommen des politischen Pluralismus einhergingen, zwangen die Werftmanager zu Entlassungen, sodass Ben und seine Frau arbeitslos wurden. Er selbst verstand sich auch nicht als Schlepper: Für ihn war es ein Job wie jeder andere. Er wurde dafür bezahlt, Menschen auf Beibooten nach Italien zu bringen, und er brauchte das Geld, um seine Kinder zu ernähren.

Er hatte ein wenig Angst, aber er schämte sich nicht ob dieser Tätigkeit. Jahrzehntlang waren die Menschen in Albanien bei dem Versuch, die Grenze zu überqueren, von ihrem Staat ermordet worden. In den sehr seltenen Fällen, in denen ihnen die Überquerung gelang, wurden ihre zurückgebliebenen Verwandten deportiert. Nun endlich waren sie frei, und Ben der Lahme half ihnen, ihre Träume wahr werden zu lassen. Wenn er darüber sprach, schwang ein wenig Stolz in seiner Stimme mit. Eines Nachts verschwand Ben der Lahme und kam nie wieder zurück. Einige sagten, er sei getötet worden, andere, er sei im Adriatischen Meer ertrunken und von denselben Fischen, für die er die Netze gefertigt hatte, gefressen worden.

Irgendwann, viel später, gab es eine Beerdigung für ihn, eine Beerdigung ohne Leiche, mit einem leeren Sarg. Es kamen viele Menschen zur Beerdigung und sprachen ihre Dankbarkeit dafür aus, dass er ihren Verwandten zur Flucht verholfen und ihnen die Möglichkeit gegeben hatte, sich für ein anderes Leben, ein Leben im Ausland, zu entscheiden. Sie sprachen auch darüber, wie sich die Zeiten geändert hätten: wie es Albaner·innen nach dem Fall der Berliner Mauer möglich geworden war, das Land zu verlassen; wie der Migrationsdiskurs sich schlagartig änderte und wie ihnen im Westen nun viel feindseliger begegnet wurde. Ihre Haltung war leicht zu verstehen. In der Vergangenheit wurde uns in Albanien gesagt, dass wir nicht reisen dürften, weil der Staat es uns nicht gestatte und uns Reisepässe verwehrte. Doch als der Kalte Krieg zu Ende ging, wurde der Staatssozialismus abgeschafft. Beinahe über Nacht erkannte der Staat das Recht auf Ausreise an. Und doch mussten Menschen erfahren, dass es nicht ausreichte, über einen Pass zu verfügen. Man benötigt auch ein Visum, für dessen Ausstellung nicht der eigene, sondern ein anderer Staat zuständig war. Plötzlich waren alle Einschränkungen unserer Bewegungsfreiheit nicht mehr von unserem eigenen Staat, sondern von aussen auferlegte.

Änderung der Rhetorik

Der Westen hatte Jahrzehnte damit zugebracht, den Osten für seine geschlossenen Grenzen zu kritisieren. Er finanzierte Kampagnen, die Bewegungsfreiheit einforderten und die Immoralität von Staaten, die das Recht auf Ausreise einschränkten, anprangerten. Exilant·innen wurden früher als Held·innen empfangen. Plötzlich änderte sich die Rhetorik. Held·innen wurden zu Kriminellen, zu gefährlichen Subversiven, die eine Gefahr für «the European way of life» darstellten.

Und dennoch, wenn Freiheit ein Wert an sich ist, wenn Bewegungsfreiheit wichtig ist, dann sollte dies sowohl für das Aus- als auch das Einwandern gelten, es sollte keine Rolle spielen, ob man das eigene Land verlässt oder in ein anderes einreist. Wenn mir gesagt wird, dass ich diesen Platz verlassen kann, aber die Strassen, die aus der Stadt führen, gesperrt sind, kann ich mich dann wirklich frei bewegen? Gerade in jenem Moment, als die vormals sozialistischen Staaten ihre Bürger·innen nicht mehr an der Grenze erschossen, entsandten kapitalistische Staaten Boote, um ihre Meere zu bewachen. So oder so verloren

Migrant·innen weiterhin ihr Leben. Lediglich die Farbe der Uniformen, die Flagge, unter der die Verbrechen verübt wurden, hatte sich geändert.

Grenzposten, Streifenboote, die Festnahme und Unterdrückung von Migrant·innen, die einst von den westlichen liberalen Staaten verurteilt worden waren, sind in denselben Staaten mittlerweile zu einer gängigen Praxis geworden. Sie werden nicht nur toleriert, sondern als Zeichen der Stärke gefeiert. Der Westen hat ein System perfektioniert, das die Verwundbarsten ausgrenzt und die Qualifizierten anzieht, während er gleichzeitig Grenzen verteidigt, um «unsere Lebensweise» zu schützen. Doch diejenigen, die in den Westen einwandern wollten, taten dies, weil sie eben diese Lebensweise attraktiv fanden. Nicht nur stellten sie keine Gefahr für das System dar, sie waren dessen eifrigste Verfechter·innen.

Segen und Fluch

Seit dem Ende des Kalten Krieges ist Migration für viele Staaten der Erde gleichermassen Segen wie Fluch geworden. Sie war ein Segen, denn ohne die Geldtransfers der Migrant·innen hätten deren Familien mit den verheerenden Auswirkungen der neoliberalen «Schocktherapie»-Reformen zu kämpfen gehabt, die einen gescheiterten isolierten kommunistischen Staat in ein blühendes kapitalistisches Paradies zu verwandeln versprochen.

Sie war ein Fluch, denn Lessing hat recht: Man sucht es sich nicht wirklich aus, ob man ein·e Migrant·in sein möchte oder nicht. Anders als Ihnen Anti-Migrations-Propaganda weismachen will, genießt es niemand, sich selbst in Gefahr zu bringen oder sein eigenes Land zu verlassen, nur um Leuten in einem anderen Land auf die Nerven zu gehen. Selbst wenn wir die Risiken unautorisierter Grenzüberquerungen beiseitelassen, selbst wenn es legale Einreiserouten gibt, so reisst Migration doch Familien auseinander und der Braindrain ist eine klaffende Wunde im Fleisch vieler Staaten. Jedes Jahr investieren sie in die Ausbildung von Ärzt·innen und Krankenpfleger·innen, die angelockt von höheren Gehältern und besseren Lebensbedingungen im Westen kurz nach ihrem Abschluss das Land verlassen.

Wenn Sie ein System der selektiven Immigration unterstützen und zustimmen, dass der Westen hochqualifizierte Migrant·innen anwerben soll, billigen Sie im Endeffekt eine Form der Ausbeutung. Migrant·innen arbeiten und zahlen Steuern, damit Kranke und Gebrechliche von Ärzt·innen und Krankenpfleger·innen gepflegt, damit eure Kinder von Lehrer·innen betreut werden können. Krankenhäuser in Herkunftsländern leiden unter Engpässen, damit Patient·innen hier weiterhin adäquate Versorgung erhalten können. Die Bildung hier floriert auf Kosten der Schulen und Forschungszentren dort. [...]

Wie hoch ist der Preis?

Es wird behauptet, dass Grenzen das Problem unserer Zeit seien. Es stimmt, dass Grenzen ein Problem darstellen, aber nicht aus dem Grund, dass es eine zivilisatorische Frage gäbe, die beantwortet werden müsste, um festzulegen, wer dazugehört und wer nicht. Auch nicht, weil es ein Problem der kulturellen Anpassung einiger Gruppen gäbe. Und ganz bestimmt nicht, weil, wie Giorgia Meloni kürzlich Donald Trump erklärte, der «Westen» «'great 'again» werden müsse, und Migration dabei ein Hindernis darstellt. Tatsächlich gibt es keine grössere Beleidigung für die Weisheit Nathans des Weisen, mit der ich diese Rede eingeleitet habe, als die Vorstellung, dass es eine einzige Zivilisation, eine einzige Lebensweise gäbe, die die Wahrheit und die Wertmassstäbe des Zusammenlebens verkörpere. Auch die europäische Zivilisation kann das nicht für sich in Anspruch nehmen. Wie Nathan in Lessings Stück betont: «Ich weiss, dass alle Länder gute Menschen tragen». «Ja», antwortet der Tempelherr, «hier bald mehr, bald weniger als dort». Doch auch das lehnt Nathan ab. Er weiss, dass Grösse einen Preis hat, und dass der Preis der Hierarchisierung von Kulturen die Zerstörung des Anderen ist, die Zerstörung von jedem, der als Gefahr wahrgenommen wird, von jedem, von dem behauptet wird, er passe nicht dazu.

Wenn Sie sich fragen, wie hoch der Preis sein kann, blicken Sie einfach auf das Mahnmal hinter mir, ein Mahnmal für die Opfer des verheerendsten Versuches, etwas «great again» zu machen, den die Menschheit kennt: das Holocaust-Mahnmal. Auch dieses ist ein Produkt europäischer, westlicher Werte. Es ist das Produkt eines Projekts, das die Gesellschaft von unerwünschten Elementen «reinigen» wollte; von Jüdinnen und Juden, Kommunist·innen, Roma, Menschen mit Behinderung, Homosexuellen und allen anderen, die nicht passend erschienen.

In Europa muss jede Diskussion über Migration an dieser Stelle beginnen. Und nicht damit, zwischen guten und bösen Migrant·innen zu unterscheiden, zwischen nützlichen und unnützen, zwischen jenen, von denen wir profitieren, und jenen, die eine Last darstellen; zwischen Migrant·innen, die die Gesetze achten und jenen, die ihren eigenen Regeln folgen; zwischen Wirtschaftsflüchtlingen und Asylsuchenden; zwischen solchen, die nur vorübergehend hier sind und letztlich zurückkehren werden und jenen, die sich hier niederlassen wollen; zwischen Migrant·innen, die es verdienen, willkommen geheissen zu werden und jenen,

die ihrer Ausweisung gegenüberstehen. Mit der Migration als Problem abzurechnen, bedeutet zu verstehen, dass sie kein Problem an sich darstellt. Es bedeutet, zu verstehen, wie gefährlich es ist, die Rede von Migration als Problem im politischen Diskurs zu normalisieren.

Wenn wir uns mit Migration in Form von Zahlen und Bewegungsströmen beschäftigen, dann sehen wir, dass zwar die Zahl der Menschen, die ausserhalb ihres Geburtslandes leben, gestiegen ist, dieser Anstieg jedoch proportional zum globalen Bevölkerungszuwachs und damit zu Migrationsströmen der Vergangenheit ist. Wenn wir uns ansehen, welchen Beitrag Migrant·innen in ihren Aufnahmeländern geleistet haben, gibt es wenig Evidenz dafür, dass sie eine Last wären. Migrant·innen wirken dem demografischen Wandel entgegen, zahlen in die sozialen Sicherungssysteme ein und unterstützen ihre Aufnahmegesellschaften. Ja, sogar irreguläre Migrant·innen tun dies, sofern ihnen die Möglichkeit der Legalisierung offensteht. Und natürlich stimmt folgendes: Wenn es leicht zugängliche Visa gäbe, würde so etwas wie irreguläre Migration gar nicht existieren.

Unser Versagen

Und dennoch wird Migration im politischen Diskurs noch immer als Problem beschworen. Dieses Problem ist politischer und nicht kultureller Natur. Dass es ein Problem gibt, hat nichts mit Migrant·innen zu tun, sondern ausschliesslich mit der Krise der liberalen Demokratie; einer Krise, die Migrant·innen nicht heraufbeschworen haben, und die sich auch nicht wegen ihnen verschärft (tatsächlich tragen sie eher dazu bei, sie zu entschärfen). Das Problem ist, dass die Rechte den Migrationsdiskurs beherrscht und dass es eine Unfähigkeit oder auch, um zur Aufklärung zurückzukehren, eine Mutlosigkeit gibt, sich kritisch des eigenen Verstandes zu bedienen und über die Ideologie und Propaganda, die uns Anderes weismachen möchte, hinauszudenken.

Doch eine Alternative lässt sich nur schwer ausmachen. Denn sogar diejenigen, die bestimmte Migrationsbestimmungen ablehnen, haben sich letztlich dieser Politik verschrieben; weil viele Progressive den Universalismus aufgegeben haben und statt das kulturelle Framing des Migrationsdiskurses zu hinterfragen, lediglich ihre eigene Version davon formulieren; weil die Linke die Sprache der Klasse aufgegeben und sich stattdessen die Sprache der Kultur zu eigen gemacht und eine sozioökonomische Problemdiagnose durch eine identitätsbezogene ersetzt hat.[...]

Seit langem versagen liberale Gesellschaften an vielen Fronten. Lassen Sie mich nur drei nennen. Erstens, das Versagen demokratischer Politik: eine immer grösser werdende Kluft zwischen Repräsentierenden und den Repräsentierten; ein Parteiensystem, das zunehmend wie ein Wirtschaftskartell funktioniert; eine Beziehung zwischen Politiker·innen und Bürger·innen, die dem Verhältnis eines Unternehmens zu seinen Konsumenten ähnelt.

Zweitens, ein Versagen in Sachen sozialer Gerechtigkeit: ein Wirtschaftssystem, das nicht dazu in der Lage ist, die Bedürfnisse der Schwächsten (Staatsbürger·innen und solche, die es nicht sind) zu erfüllen, das Funktionieren dieser Wirtschaft im Sinne aller zu gewährleisten und Mechanismen zu entwickeln, mit denen den organisierten Interessen von Oligarchen, dem Grosskapital, von wohlhabenden Gönner·innen, digitalen Unternehmensplattformen – kurzum, allen, die mit ihrem Geld politischen Einfluss erkaufen – entgegengetreten werden kann.

Drittens, ein Versagen der internationalen Solidarität; die Unfähigkeit, eine alternative Vision für eine Weltordnung zu entwerfen, inklusive einer Reform internationaler Organisationen, die tatsächlich die Interessen von schwachen Menschen wie Staaten repräsentieren; eine Weltordnung, die auf Kooperation und nicht auf Gegnerschaft beruht.

Die globalen Ungleichheiten, die zu asymmetrischer Migration führen, ergeben sich aus diesem komplexen Bild der Welt. [...]

Im Namen der Wirtschaftsordnung:

Das Problem besteht meines Erachtens darin, dass wir ein Gesellschaftsmodell gewählt haben, das im Widerspruch zum Humanismus Lessings steht; ein Modell, bei dem das Verfolgen von Profitinteressen dazu führt, dass menschliche Beziehungen den Marktzwängen untergeordnet werden. Eine politische Gemeinschaft, die diejenigen, die nicht zu ihr gehören und Zugehörigkeit nicht für sich einfordern können, für ihr Versagen verantwortlich macht, vermeidet es, sich ihrer Verantwortung zu stellen: Sie kann weiterhin den Schwächsten die Schuld geben und so tun, als habe sie Lösungen parat, sobald «das Andere» keine Bedrohung mehr darstellt. Das Versprechen der Rechten lautet: Sobald die Frage der Zugehörigkeit beantwortet worden ist, werden sich sämtliche Konflikte unserer Zeit in Wohlgefallen auflösen.

Migration ist jedoch, wie bereits erwähnt, nicht die Quelle des Problems, sondern lediglich das Symptom einer Krise. Und darin liegt das Versagen der Alternativen. Die Frage des politischen Fortschritts wird über

abstrakte Gesetze und Rechte verhandelt; als eine Frage dessen, wer Gesetze formuliert und erlässt, wer einbezogen wird und wer ausgegrenzt bleibt. Mit anderen Worten: Politischer Fortschritt ist zu einer Frage über die Regulierung der Bedingungen politischer Zugehörigkeit verkommen. Migration wird deshalb als Problem wahrgenommen, weil politische Zugehörigkeit als Lösung gesehen wird. Der Krieg der Kulturen ist deshalb so bedeutsam, weil es dabei um die Überwachung der Grenzen einer sozialen Gruppe geht, inklusive der Frage, wer in ihrem Namen sprechen darf. Wenn wir keinen Weg finden, anders über dieses Problem nachzudenken; wenn wir es nicht schaffen, die Rolle der Kultur und ihre Verbindung zur Demokratie und das Schicksal der Demokratie im Kapitalismus neu zu denken, ist es nur schwer vorstellbar, dass wir es schaffen eine Lösung zu entwickeln, die der Rechten nicht in die Hände spielt. [...]

Im Namen der Wirtschaftsordnung

Das Problem ist, dass Exklusionsmechanismen innerhalb von Staaten wie zwischen Staaten einander dabei stützen, einer im Kern unhinterfragten Wirtschaftsordnung zu dienen und sie weiter zu stärken. Die Praxis, die Staatsbürgerschaft an die Reichen zu verkaufen und den Zugang zu ihr für diejenigen zu beschränken, die über geringe materielle Mittel, Bildung oder staatsbürgerliche Fähigkeiten verfügen, verrät viel über das Verhältnis zwischen dem Kapitalismus und dem vorgeblich demokratischen Staat. Wenn wir die Art und Weise, wie wir diese Beziehung begreifen, nicht ändern, werden wir auf eine schiefe Bahn geraten, wobei zuerst die irregulären Migrant·innen dran sein werden, dann die ansässigen Nicht-Staatsbürger·innen und schliesslich die Bürger·innen, die Mohamed und Abdallah heissen, genauso wie früher die Goldschmidts und die Levis. Ist es so schwer vorstellbar, dass das geschehen könnte? Können wir sagen, dass wir so etwas noch nie erlebt hätten?

Zum Schluss möchte ich zu Lessing zurückkehren. Die kosmopolitische Haltung, die Nathan der Weise verkörpert, sollte nicht mit Samaritertum oder mit humanitärer Ethik verwechselt werden, die manchmal bemüht wird, um die Rechte von Migrant·innen zu verteidigen. Die Aufklärung war für viele ihrer Verfechter·innen ein politisches und nicht nur ein moralisches Projekt; ein Projekt, das darin bestand, Institutionen zurückzuweisen, denen es nicht gelang, alle Menschen zu vertreten; in der öffentlichen Kritik von Vorstellungen, die eine ethnische, religiöse Gruppe oder eine «race», eine Klasse oder eine politische Gemeinschaft gegenüber der anderen bevorzugte. Die Aufklärung forderte Menschen dazu auf, Werte zurückzuweisen, die einer vernunftgeleiteten Prüfung nicht standhalten; eine kritische Haltung gegenüber der Heuchelei der Mächtigen einzunehmen und sich jedem Anspruch auf Autorität zu widersetzen, auch der Autorität jener, die uns versichern, in unserem Interesse zu handeln. Diese Abkehr vom Geist der Aufklärung zu einem Zeitpunkt, an dem er am dringendsten benötigt wird, ist tragisch, aber nicht ganz zufällig. Gehorsam erfordert Ignoranz, Ignoranz fördert den Gehorsam. Und wir gewöhnen uns zunehmend daran, nicht eigenständig zu denken, sondern den vorherrschenden Trends zu folgen. [...]

Die Werte, auf die sich Europa so stolz – so einhellig, so unkritisch – beruft, bedeuten nur sehr wenig, wenn sie nur für einige wenige gelten. Sie müssen auf einem umfassenderen Bekenntnis zu nationaler und internationaler sozialer Gerechtigkeit beruhen, zu einer Zukunft, die jede Sehnsucht nach vergangener Grösse, jede Illusion zivilisatorischer Überlegenheit und jeden Kompromiss hinsichtlich globaler egalitärer und radikaldemokratischer Ideale entschieden zurückweist.

Die Migration und die Ungerechtigkeiten, die durch sie zutage treten, stehen an vorderster Front dieses Kampfes. Denn nicht die Verheissung, den Westen «greatagain» zu machen, sondern das Bekenntnis zu Freiheit, Gleichheit und einer Welt, in der niemand gezwungen ist, seine Heimat zu verlassen, stellt die Versprechen Europas auf das Entschiedenste auf die Probe.

Lea Ypi

Autorin und Wissenschaftlerin sowie Professorin für Politische Theorie an der London School of Economics

Lea Ypi hielt ihre Rede am 15. Mai 2025 auf dem Judenplatz in Wien. Sie können die gesamte Rede, in ihrer ursprünglichen Länge und Sprache (englisch) im Internet unter «Lea Ypi, Rede an Europa» ansehen und - hören.

Alexander Behr

Dieser Text ist der 2. Teil der Transkription einer Radiosendung am 15.4.2025 im Österreichischen Rundfunk auf Ö1. Alexander Behr lebt in Wien, kooperiert mit dem Europäischen BürgerInnen-Forum und veröffentlicht u.a. in Archipel. Alexander Behr ist Politikwissenschaftler, Journalist und lehrt an verschiedenen Hochschulen und Bildungseinrichtungen.

500 Jahre Bauernkriege

Vor 500 Jahren fand die wohl grösste Massenerhebung in Europa für eine gerechtere Gesellschaftsordnung statt, die als „Bauernkrieg“ in den Geschichtsbüchern steht. Die bäuerliche Bevölkerung trug damals die Hauptlast zur Aufrechterhaltung der Feudalgesellschaft. Ist die aktuelle Ausbeutung der Natur und die Bedrängung indigener Gruppen eine globale Fortsetzung der Ereignisse vor 500 Jahren?

Als prototypisches Beispiel für die ursprüngliche Akkumulation, also für den systematischen Raub von Land, gilt die Durchsetzung der Weidewirtschaft in England, beginnend mit dem späten 15. Jahrhundert. Damals gelang es den britischen Gutsbesitzern, Grund und Boden, der vormals zur Selbstversorgung gedient hatte, zu enteignen und für die Schafzucht und somit für die Wollproduktion in der aufstrebenden Textilindustrie zu nutzen. Das Land wurde buchstäblich eingehegt. So wurde der bekannte Spruch «Schafe fressen Menschen» geprägt – die Schafzucht der Grossgrundbesitzer wurde zum Symbol für Verarmung und Hunger eines grossen Teils der bäuerlichen Bevölkerung in England. Ähnliche Einschränkungen für die Bauern und Bäuerinnen fanden zu dieser Zeit auch auf dem europäischen Festland statt.

Florian Hurtig ist Sachbuchautor und Bauer in einer solidarischen Landwirtschaft, also einem Zusammenschluss von Produzent·innen und Konsument·innen im Dorf Alfter bei Bonn. In seinem demnächst erscheinenden Buch über die Bauernkriege geht er ausführlich auf die damaligen Ereignisse und ihre Bedeutung für die heutige Zeit ein: «Mit dem aufkommenden Absolutismus ging's den Bäuerlichen wieder Schritt für Schritt schlechter, d.h. es wurden mehr Steuern erhoben. Das Bestreben der Herrschenden war, alle Bauern und Bäuerinnen in einen gleichen Status zu bringen, und zwar den Status der Leibeigenen, denen es am schlechtesten ging. D.h. es wurden dann mehr Frondienste verlangt, höhere Steuern und eben die Allmenden, die vor allem für die ärmeren Bauern und Bäuerinnen wichtig waren, die wurden weggenommen. Und das alles hat dazu geführt, dass es die grosse Explosion gab und Menschen massenhaft revoltiert haben.»

Im Frühjahr 1525 hatte dieser «Aufruhr», wie die Zeitgenossen den Aufstand nannten, seinen Höhepunkt erreicht. Einige Monate lang triumphierten die revoltierenden Bauern und Bäuerinnen. Autorität und Herrschaft brachen zusammen, die vertrauten Strukturen des Heiligen Römischen Reiches wurden umgestürzt, die Brüchigkeit der bestehenden sozialen und religiösen Hierarchien trat offen zu Tage. Die Menschen, so schreibt die Historikerin LyndalRoper in ihrem monumentalen Buch über den Bauernkrieg, begannen sogar, von einer neuen Ordnung zu träumen.

Florian Hurtig stellt dazu fest: «Im April und Anfang Mai 1525 gab's Phasen, in denen ganze Landstriche von Bauernhaufen kontrolliert wurden, die tatsächlich auch eine Art Lokalregierung gegründet hatten. Und dann kam der schwäbische Bund. Das war ein Zusammenschluss von allen Grundherren im Schwäbischen Bereich. Die hatten ein Heer aufgestellt, sind damit losgezogen und haben nach und nach die Bauernhaufen niedergeschlagen. Viele sind in die Schweiz entflohen, und da gab's dann ganze Clubs von ehemaligen Bauernkriegern, wo sich dann die überlebende Elite der Bauernkrieger in der Schweiz versammelt hat und dann nochmal 1526 nach Österreich gezogen ist, um den Aufstand zu entfachen.»

Gottes Schöpfung gehört allen

Der Blutzoll bei der Niederschlagung der Bauernrevolten war gewaltig. Zwischen siebzig- und hunderttausend Menschen wurden von den Truppen der Fürsten niedergemetzelt. In diesem blutigen Sommer starb etwa ein Prozent der Bevölkerung des Kriegsgebiets – ein enormer Verlust an Menschenleben in wenigen Monaten. Thomas Müntzer, der bekannteste Anführer der Bauernheere, wurde am 15. Mai 1525 nach der Schlacht bei Frankenhausen in Thüringen gefangen genommen und in der Festung Heldrungen

festgehalten und gefoltert. Am 27. Mai 1525 wurde er vor den Toren der Stadt Mühlhausen enthauptet, sein Leib und sein Kopf wurden zur Abschreckung zur Schau gestellt.

Die Vision, welche die Bauern und Bäuerinnen antrieb, handelte von der Beziehung des Menschen zur Schöpfung, und deshalb sei sie auch heute noch von Bedeutung, schreibt die Historikerin LyndalRoper. Die Menschen waren wütend darüber, dass die Grundherren das Eigentum an den natürlichen Ressourcen, dem Wasser, dem Gemeindeland und den Wäldern für sich beanspruchten, obwohl diese zu Gottes Schöpfung und damit allen Menschen gehörten. Sie waren wütend darüber, dass die Herren ihnen ihre Freiheit gestohlen hatten und beanspruchten, sie zu besitzen. Doch Christus hatte, wie Luther zeigte, uns alle mit seinem kostbaren Blut freigekauft. Auch wenn die Kämpfe gegen Landraub und Unterdrückung heute meist nicht religiös begründet werden, so sind sie in globalem Massstab keineswegs verschwunden, wie die Kultur- und Sozialanthropologin Lisa Francesca Rail betont: «Wie ist das heute? Ich würde sagen, auch heute stehen Bauern und Bäuerinnen, aber auch andere Menschen, die landwirtschaftlich tätig sind, also Hirten und Hirtinnen, Landarbeiter-innen, Fischer und Fischerinnen etc. auf der ganzen Welt massiv unter Druck, von ihrem Land und ihrer Arbeit leben zu können, also ein angemessenes Einkommen zu erstreiten, ein Auskommen zu erstreiten. Und auch bei heutigen Bauernprotesten und -kämpfen geht es in der Regel um ein Aufbegehren gegen Ausbeutung und Abhängigkeiten, auch wenn die, gegen die man sich wendet, keine Feudaladeligen mehr sind.»

Und heute?

Heute richtet sich der Protest meist gegen mächtige Agrarmultis, Saatgutkonzerne, Düngemittelhersteller und Supermarktketten. Im Globalen Süden, etwa in Ländern Lateinamerikas, Afrikas oder in Indien geht es dabei nicht selten um Leben und Tod. In Europa ist der Überlebenskampf der Bauern und Bäuerinnen zwar weniger lebensbedrohlich, dennoch setzen ihnen Marktstrukturen stark zu. Um ihre Anliegen gemeinsam zu vertreten, haben sich bäuerliche Organisationen in einem weltweiten Bündnis zusammengeschlossen, wie Franziskus Forster, Politikwissenschaftler und Lektor an der Universität für Bodenkultur in Wien, erklärt: «Und in unserer Bewegung La Via Campesina – die 200 Millionen Mitglieder weltweit und Organisationen auf nahezu allen Kontinenten, in Lateinamerika, in afrikanischen Ländern, in asiatischen Ländern umfasst – da schliessen sich Gruppen zusammen, um gemeinsam für Ernährungssouveränität einzutreten. Das ist das Recht von Menschen, die Art und Weise, wie Landwirtschaft betrieben wird, wie produziert wird, wie konsumiert wird, wie Lebensmittel verteilt werden, selbst zu bestimmen und dabei die Fragen des Zugangs zu Land, des kleinbäuerlichen Zugangs zu Saatgut, zu Wasser und vielen anderen elementaren Ressourcen ins Zentrum zu stellen.» Die bei Weitem wichtigste kapitalismuskritische Bewegung kommt heute bemerkenswerterweise nicht aus der Arbeiter-innenschaft, sondern von Bauern und Bäuerinnen. Die «Via Campesina» – auf deutsch«der bäuerliche Weg» – wurde im Jahr 1992 gegründet und vereint Millionen Kleinbauern und -bäuerinnen, Landarbeiter-innen, Fischer-innen, Landlose und Indigene aus über 80 Ländern. Ihre Anliegen haben grosse Dringlichkeit – denn die bäuerliche Welt droht zu verschwinden, und mit ihr die Biodiversität und die regionale Versorgung, wie Lisa Francesca Rail betont: «Ganz konkret geschieht Ausbeutung von Menschen, die in der Landwirtschaft arbeiten, heute durch ungleiche Marktmacht gegenüber den vor- und nachgelagerten Industrien, d.h. gegenüber Maschinenherstellern, gegenüber Saatgutvertreibern, gegenüber verarbeitenden Betrieben wie Molkereien oder Mühlen, oder gegenüber den Supermärkten. Um das plastisch zu machen: Wenn es einfach nur eine Molkerei in der Umgebung, in der Region gibt, die grössere Mengen an Rohmilch abholt, dann kann diese Molkerei diesen Höfen Standards, Abholfrequenz und auch teilweise den Preis angeben, weil die Betriebe, gerade die, die grosse Mengen an Milch haben, davon abhängig sind, dass dieses verderbliche Produkt abgeholt und ihnen abgekauft wird.» Bei den heutigen bäuerlichen Widerstandsbewegungen geht es nicht um eine Verklärung und Romantisierung des Landlebens vergangener Zeiten. Das Leben im Dorf war auch hierzulande in vielerlei Hinsicht alles andere als idyllisch. Bis in die Nachkriegsjahrzehnte herrschten verkrustete patriarchale Strukturen vor. Doch angesichts der anhaltenden Abwanderung in die Städte scheint es heute wichtiger denn je, die Arbeit in der Landwirtschaft auch für junge Menschen attraktiv zu machen und aufzuwerten – das könne nur gelingen, wenn die Marktmacht der Supermarktketten zurückgedrängt werde, meint Lisa Francesca Rail und fährt fort: «Und ähnliches gilt, wenn wie in Österreich wenige Grosshandelsketten den Lebensmitteleinzelhandel massiv dominieren. In Österreich teilen sich drei Konzerne über 80 Prozent des Lebensmitteleinzelhandels auf, die haben auch massive Marktmacht gegenüber den Produzent-innen.» Diesem Befund schliesst sich auch der Landwirt Florian Hurtig aus Nordrhein-Westfalen an: «Und das Problem ist natürlich, dass man für die landwirtschaftlichen Produkte heute nicht die Preise bekommt, die man benötigt, und man deshalb auf Masse gehen muss. Und eigentlich nur mehr von den Subventionen leben kann und das eben Flächenförderungen sind. D.h. wer viel Fläche hat, kann davon überleben und Kleine

nicht. Und das würde ich als das Hauptproblem der heutigen Zeit ansehen, dass im Prinzip die grossen Supermarktketten den ganzen Lebensmittelbereich in der Hand halten.»

Das Preisdumping wirkt sich nicht nur auf die Produzenten negativ aus, sondern – als letztes und oftmals schwächstes Glied in der Produktionskette – auch auf die Landarbeiter·innen, wie in Südspanien etwa, wo in der Region Almería hunderttausende entrechteter Arbeitsmigrant·innen unter Plastikplanen schuften, damit die Supermärkte auch im Winter Gurken, Paprika und Tomaten anbieten können.

Thomas Müntzer und die Bauern, mit denen er paktierte, wollten auf Luthers Reformation der Kirche eine Revolution der sozialen Beziehungen folgen lassen, «Christen, Juden, Moslems und Heiden» zählte der universalistische Müntzer zu den Anwärtern auf Gottes Heil. Die damaligen Ereignisse scheinen in weite Ferne gerückt. Doch noch immer stammen 70 Prozent der globalen Nahrungsmittelproduktion von Kleinbauern und Kleinbäuerinnen. An ihr Überleben sind drängende Probleme unserer Zeit geknüpft: der Schutz von Klima und Biodiversität, der Erhalt von landwirtschaftlichem Boden als wichtigen Kohlenstoffspeicher und dem Abbremsen der Verstädterung. Nicht zuletzt geht es um unser tägliches Brot.

Alexander Behr

Dieser Artikel ist der 2. Teil der Transkription einer Radiosendung von Alexander Behr (EBF-Österreich) mit dem Titel «500 Jahre Bauernkriege – Widerstand gegen Landraub und Ausbeutung» der Reihe «Dimensionen». Die Sendung wurde am 15.04.2025 im Österreichischen Rundfunk auf Ö1 ausgestrahlt.